

Ein Platz spaltet eine Stadt

Wem gehört der Sechseläutenplatz in Zürich? Dem Kommerz oder dem Volk? In der ganzen Schweiz ist ein Kampf um den öffentlichen Raum im Gang. Was soll das? Wir haben 12 Stunden lang zugehört. **Von Sacha Batthyany, Anja Burri (Text) und Pascal Mora (Fotos)**



Eine Bühne für das Volk: Der Zürcher Sechseläutenplatz. Ende Juni entscheiden die Zürcher, wie viele Veranstaltungen sie zulassen wollen. (20. April 2018)

Der Sechseläutenplatz morgens um 7 Uhr 30. Noch ist er leer, alles ruhig, wie ein italienischer Strand, bevor die Horden kommen. Die Sonne scheint auf die Spitzen des Opernhauses, die Putzsequenzen haben die Spuren der vergangenen Nacht eliminiert und ziehen weiter.

Über die Zukunft dieses Platzes aus grauem Quarzit, des grössten Zürichs, wird gestritten. Es ist ein Kulturkampf im Gang, aber nicht entlang der üblichen Gräben, kein Links gegen Rechts, kein Stadt gegen Land. Der Kampf vereint die unterschiedlichsten Menschen, die sich in anderen Fragen die Köpfe einschlagen. Persönliche Vorlieben vermischen sich hier mit gesellschaftspolitischen Fragen. Und es geht auch um Ästhetik: Was stört, was stört nicht? Und vor allem: Was soll sich auf einem solchen Platz abspielen?

Natürlich geht es nur vordergründig um diesen einen Platz, es geht vielmehr um eine Frage, die die Menschen von Basel bis Genf beschäftigt: Was soll mit dem öffentlichen Raum geschehen? Wir alle haben unser Leben in den vergangenen 20 Jahren nach draussen verlagert, treffen uns in Parks zum Lunch, feiern unsere Geburtstage am See, wollen Spass haben und bespasst werden. Aber wann kippt dieser Spass in Lärm? Wem gehört der öffentliche Raum, und wer bestimmt die Regeln?

Im Juni wird in der Stadt Zürich darüber abgestimmt, ob man die Anzahl Feste und Events, die auf dem Sechseläutenplatz stattfinden, drastisch reduzieren soll. Heute finden an sechs Monaten im Jahr Veranstaltungen statt, mal wird der Böögg verbrannt, mal startet ein Marathon, mal kommt der Zirkus. Muss dieses Halligalli sein?, fragen sich die Köpfe hinter der Initiative. Ein leerer Platz sei das Wertvollste, was sich eine stinkreiche Stadt wie Zürich leisten könne, befand neu-

lich die «Zeit». Worauf die Gegner der Initiative sagten: Habt ihr keine anderen Probleme, ihr Spassbremsen?

Etwas mehr als 12 Stunden werden wir auf dem Sechseläutenplatz verbringen. Von morgens bis abends, immer am selben Tisch. Wir werden tun, was man auf Plätzen tun sollte: Menschen treffen. Diese Stadt fühlen, die wächst und wächst. Wir haben Menschen eingeladen, um mit ihnen über diesen Platz zu reden, und stellen es uns so vor: Es wird gestritten und gelacht und getrunken, während sich der Platz zur Mittagszeit füllt, dann wieder leert, bis am Abend die Büromenschen kommen für ein Bier, Studenten sich mit dem Opernpublikum vermischen und alle auf den Fliesen sitzen, die jeden Tag gereinigt werden, damit sie morgens wieder aussehen wie neu: Der Platz ist unser aller Wohnzimmer.

Eine Spassbremse?

Der Interview-Reigen beginnt mit dem Mann, der die Initiative lostrat. Samuel Hug kommt auf dem Velo, es ist 8 Uhr morgens. Nimmt einen Espresso, schaut um sich und sagt: «Das ist das wahre Paradies: ein freier Platz mitten in der Stadt.» Seine Initiative sieht vor, den Platz nur noch an 65 Tagen im Jahr zu beleben, nicht wie heute an 180. «Nur wenn etwas frei ist, kann auch etwas entstehen.» Hug ist kein radikaler Kapitalismuskritiker, er sei auch keine Spassbremse, sagt er, während sich im Hintergrund eine Frau auf einem der Stühle

«Wenn du in Zürich etwas ändern willst, wird es immer kompliziert», sagt Elmar Ledergerber. Und dann beginnt der Streit.

niederlässt und sich in aller Seelenruhe schminkt. «Nur wenn der Platz leer ist, werden die Menschen, die hier leben, sichtbar», sagt Hug. Doch die Stadtregierung habe andere Vorstellungen. «Sie gehen davon aus, dass die Menschen bespasst werden wollen.» Denen gehe es um Standortmarketing, sagt Hug, und während dieses Wort noch in der Morgenluft hängt, kommt ein Mann mit Hut und Hund, der diesen Ausdruck geprägt hat: Elmar Ledergerber, Sozialdemokrat wie Hug, ehemaliger Stadtpräsident und Präsident von Zürich Tourismus. Der Platz in seiner heutigen Form, das sei seine Idee gewesen, sagt er und klingt ein wenig nach Roger Schawinski. Es ist 8 Uhr 30. Ledergerber trinkt Kaffee.

Eines Morgens habe er auf die mickrige Wiese geblickt, die hier noch bis vor fünf Jahren stand, und dann habe er eine Vision gehabt: ein ebener Platz, autofrei. Gross müsse er sein, gross und gewaltig. Er präsentierte dem Stadtrat seine Idee, für die er kämpfen musste. «Wenn du in Zürich etwas ändern willst, wird es immer kompliziert», sagt Ledergerber. Und dann beginnt der Streit.

«Ihre Initiative, Herr Hug, ist fehlgeleitet. Das ist doch dieser neue Rigorismus! Radikal und lebensfeindlich. Dazu passt, dass man ab 10 Uhr abends kaum noch draussen etwas trinken darf.»

«Wir sind nicht gegen einzelne Veranstaltungen, Herr Ledergerber. Es geht um die Menge. 65 Tage im Jahr sind genug. Alles andere ist Wahnsinn. Diese Eventmanie, die haben Sie eingeführt. Es reicht!»

«Ich sage Ihnen, was Wahnsinn ist, Ihre Regulierungen, die sind des Teufels!»

Ledergerbers Hund Fuchur verzieht sich unter seinen Stuhl.

«Sie spüren den Zeitgeist nicht, Herr Ledergerber. Die Menschen sehnen sich nach unbespielter Fläche.»

Ledergerber schüttelt nur den Kopf. Dann



Samuel Hug



Esther Girsberger



Vanja Kukleta

stehen beide auf. Ledergerber fährt nach Italien. Hug fährt zur Arbeit.

Auftritt einer Frau vom Fach. Wie jeden Morgen läuft Katrin Gügler zu Fuss über den Platz in Richtung Lindenhof zu ihrem Büro, heute in cremefarbenem Blouson. Sie ist Direktorin des Amts für Städtebau und hat grossen Einfluss darauf, wie sich Zürich entwickelt. Sie beschäftigt sich mit der Frage, wo und wie die Stadt weiter wachsen kann - und wo Platz für den öffentlichen Raum bleiben soll. Zum Thema Verdichtung sagte Gügler dem «Tages-Anzeiger»: «Die Stadt muss sich entwickeln, sie muss wachsen, um lebendig zu bleiben.» Ihre Aufgabe sei es, dies zu ermöglichen. Sie setzt sich an den Tisch und erzählt als Erstes über ihre Kindheit, als zwischen Opernhaus und Bellevue eine Wiese stand mit «Betreten verboten»-Schildern drauf. «Früher wollte man solche Plätze nicht. Man sagte: «Wir sind doch nicht in Italien!»»

Die Ansprüche an den öffentlichen Raum hätten sich verändert. Die Wohnheiten auch. Heute würden sich die Menschen in der Sonne räkel. Männer ziehen ihre T-Shirts aus, Schüler machen hier Hausaufgaben.

Über Samuel Hugs Initiative sagt sie: «Ich finde es wichtig, dass wir endlich über solche Themen sprechen. Die Forderungen sind zum Teil auch nachvollziehbar.» Doch es sei eben alles eine Frage des Masses, sagt sie, es ist ein Satz, den wir im Verlaufe des Tages sehr häufig hören werden. Und es ist ein typischer Schweiz-Satz, weil das «richtige Mass finden» immer im Mittelmass endet. In anderen Städten, nicht nur in New York und London, auch in Bilbao, Rotterdam, feiert man ausgefallene Architektur, man investiert in Brücken, Bibliotheken, Fussballstadien, Wolkenkratzer, Opern. In der Schweiz aber, und besonders in Zürich, wird seit Jahrzehnten das richtige Mass gesucht. Hier wird nicht gross gebaut, sondern perfekt renoviert. Warum ist das so?